

Stimmen einer Stadt

NEISSE

03439

Reiße, Stimmen einer Stadt

Copyright 1939 by Verlag „Der Oberschlesier“

Printed in Germany

Einband und Druckanordnung:

Paquita Kowalski Tannert

Druck: Schlesische Verlagsanstalt, Breslau

Wpisano do Księgi Akcesji

Akc. D1 nr ...../201 v..... 261 7 2659

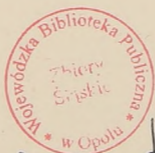


Museo

# Reiße Stimmen einer Stadt

Ein Zusammenklang der Neißer Dichtergemeinde





21885 J

St. Rochus bei Neisse in Oberschl., 29. Juli 1854.

„Die Gegend von Neisse ist wahrhaft paradiesisch, und gerade auf dem schönsten Punkte, mit dem Blick auf das Gebirge, habe ich mit den Meinigen meinen Sommeraufenthalt aufgeschlagen und daher keine besondere Versuchung zu einer Reise.“

*EICHENDORFF AN GREGOR VON SIVERS*



## WARUM DIESES NEISSER DICHTERBUCHEL?

Einheimische und Fremde lieben unser Neisse, seine bau-lichen Kostbarkeiten, die stillen und alten Winkel, seine große Vergangenheit, die gesegnete und schöne Neisser Landschaft und ihre besinnlichen und arbeitswüßten Leute. Kein Wunder, daß gerade schöpferische Menschen von alters her in dieser Stadt sich wohlfühlten, an ihren Spannungen wuchsen und ihr Loblied sangen. Es ist kein Zufall, daß Josef von Eichendorff, einer der besten des schlesischen Stammes, in Neisse seinen Lebensabend beschloß, und daß sich auch heute wieder eine ganze Reihe von Dichtern und Schriftstellern in ihr kameradschaftlich zusammengefunden hat.

Verschieden nach Herkommen und Leistung sind die Mitglieder der Neisser Dichtergemeinde, die hier zu Worte kommen. Was ihre Stimmen zusammenklingen läßt, das ist das Neisser Erlebnis und die Liebe zu Stadt und Landschaft.

Dieses Dichterbüchel soll ein bescheidener Dank sein an die Stadt Neisse, für die Schwungkraft der Seele, die sie denen schenkt, die um ihr Leben und Weben und ihre Triebkräfte wissen.

In dieser Gesinnung sind sich alle Beteiligten einig, die einzelnen Schriftsteller, unter ihnen Frau Meineck-Grull und Willibald Köhler, von denen die Anregung ausging und welche die Vorbereitungen leisteten, aber auch Frau Paquita Kowalski Lannert, Breslau, welche die Druckanordnung dieses Büchleins besorgte und selber ein Neisser Kind ist, nicht zuletzt auch ich, der Herausgeber. Wenn ich im Laufe meines Lebens einiges in der Ge-

meinschaft der deutschen geistigen Ostfront arbeiten durfte, so weiß ich, wie viel ich dabei meiner Neisser Heimat verdanke. Neisse war für mich in den Stürmen des Abstimmungs- und Volkstumskampfes immer so etwas wie eine feste rückwärtige Stellung, es schenkte mir Geborgenheit und eine größere Sicherheit des Handelns. Und so ähnlich empfinden wohl alle, die diese einzigartige und ehrwürdige Stadt ihre Heimat nennen dürfen.

Dppeln, im Sommer 1939.

KARL SCZODROK

## HEIMAT NEISSE

MARIA DALISCH

Von den Ahnen her, lang von Ahnen her  
singt in uns, du liebe Stadt, dein Blut,  
strömt von alters her, rauscht erinnerungschwer,  
weiß von vielem, das verborgen ruht.

Einen Schleier dicht vor dein Angesicht  
ziehst du, wenn dich Augen fremd umspähn,  
doch wenn Blut dich kennt, dich mit Namen nennt,  
läßt du in verschloss'ne Tiefe sehn.

Deiner Brunnen Ton Jahr und Jahre schon  
dringt von innen nur an unser Ohr,  
aber stark umhegt uns im Herzen schlägt,  
was sich aus dem Blick der Welt verlor.

Wie die Schwalbe zieht zwischen Nord und Süd,  
hat das Leben dich von je durchdrängt,  
Nord und Süd fand Raum an der Straße Saum,  
hat mit vollen Händen dich beschenkt.

Wie die Schwalbe zieht, so von Nord und Süd  
ist dir Dach und Turm und Wall geprägt,  
von des Südens Blut, von des Nordens Mut  
deinen Kindern in das Herz gelegt.

Reisse, liebe Stadt, wer den Schlüssel hat,  
sieht den Glanz in deines Herzens Schrein;  
laß die Stürme wehn, deine Kinder stehn  
und sie werden tief und tapfer sein!

## NEISSE

GERHART BARON

Schlesien du seit je! O geliebtes Antlitz  
wahren deutschen Wesens! Die schneebekränzten  
fernen Berge wecken mit blauen Linien  
Unruh im Wandrer.

Sanfte Vogelwiege, dem Fluß verschwistert,  
grünen deine Bäume im Seelenlichte  
stummen Reisens, brennender Knospenfreude.  
Golden gespornt kam

Lenz, der junge Ritter, ins Glück der Gärten.  
Wo einst Umflut rauschte an starken Mauern,  
grüßen Büsche mich mit dem Duft des Flieders,  
herzbrechend holdem.

Deiner Brunnen raunende Wasserspiele  
sind verstummt. Doch dankbare Steine reden  
von der Größe und vom Verwehn der Zeiten  
stolz und ergriffen.

Durch die Gassen geh ich mit offenen Augen  
ohne Trauern, denn nur dein Heute ist es,  
das mich ruft mit Uhrschlag und alter Glocken  
erzenen Klängen.

Von den Wällen schau ich herab auf deine  
hohen Dächer, schiefern und grünspangrüne,  
und ins Wasser warf ich den Kelch wie jener  
König von Thule.

Eine Wolke segelt noch hoch im Blauen  
mit den Lerchenwinden. Ach, deine Türme  
ragen prächtig, Neisse! An mir ist's, wieder  
kindlich zu staunen.

## AN MEIN NEISSE

*ANNA BERNARD*

Heut werden Seidenfäden dir  
durch hell verfonnte Gassen schweben,  
und alte Bürger seh' ich froh  
zum schon entlaubten Parke streben.

Du liebe Heimat, freu dich nur  
der sonnigen Novemberstunden,  
bald haben Sturm und Regenzeit  
den sichern Weg zu dir gefunden.

Und doch, wie wollt ich glücklich sein,  
dürft' ich im Regenkleid dich sehen;  
in Sturm und Wetter wollt ich gern  
durch liebe, alte Gassen gehen.

Die Sonnenbuden und den Ring,  
die dürft' ich liebevoll umwandeln;  
am Fischmarkt, am bekannten Ort,  
ein buntes Wachslicht mir erhandeln.

Nach allen Plätzen, lieb, vertraut,  
nach allen Döbeln möcht' ich blicken,  
der Schule und dem Glockenturm,  
dem lieben, alten, GröÙe nicken.

Am Salzring aber möcht' ich still,  
versonnen, etwas länger weilen;  
und wie in längst entschwundener Zeit,  
durchs traute Webergäßchen eilen.

Anna Bernard zum Gedächtnis (geb. am 15. Juli 1866 in Reiffe,  
gestorben am 27. August 1938 in Rudowa).



## NEISSE

KARL RUSKE

Ins Neißetal gebettet, Giebelmeer,  
bist du das steingewordne Bild der Zeiten  
und sollst dich weithin in die Zukunft breiten,  
wie ein Gemälde, bunt und farbenschwer!

Die Türme überschatten dein Gesicht  
und stolze Dome wuchten im Gewühle,  
sie recken ihre Dächer in die Kühle,  
beglänzt vom Morgen und vom Abendlicht!

Was auch im Zeitgewirre stumm entflohn —  
laut künden deine Mauern die Geschichte,  
die uns der Ahnen toter Mund verschweigt!

Voll Ehrfurcht ihnen deine Stirn sich neigt,  
denn sie erlebten Eichendorffs Gedichte,  
wie heute wir; die Jugend singt sie schon!

## DER BAUMEISTER DER ALTEN WAAGE

MARIA DALISCH

Auf dem Paradeplatz um Mitternacht  
hält manchmal still ein hoher Schatten Wacht;

er schränkt die Arme, und sein Blick erschaut  
den stolzen Giebel, den einst er gebaut.

„Mein hohes Haus, des Platzes Ehr' und Zier,  
aus jener Welt noch zieht es mich zu dir.

Ich habe einst die Seele dir geschenkt  
und frage nicht, wer heut noch dran gedenkt.

Und ob hier keiner meinen Namen kennt,  
du lebst, mein Werk — mein Kind — mein Monument.

Leicht trägt sich des Vergessens dunkles Kleid,  
wenn deine Stirne leuchtet durch die Zeit.“

## DIE SIEDLER

ALFRED JAHN

Wer feine Ohren hat, hört noch das Anarren,  
und tiefe Augen sehen noch die Karren  
des Zuges, den die Siedler hier gefahren  
von West nach Ost vor siebenhundert Jahren.

Es wandelte aus unermess'nen Wäldern  
die Rodung sich zu fruchtbarlichen Feldern,  
und diese Stadt erstand aus Sumpf und Moor,  
durch Schweiß und Schwielen wuchs ihr Bau empor.

Dies macht der Väter Boden zwiefach wert:  
Er ward beschützt wohl durch das deutsche Schwert,  
doch deutsche Arbeit ist's, die ihn errungen,

durch Pflug und Kelle ist dies Land bezwungen. —  
Zu solcher Großtat stehn nicht Herrn noch Knechte,  
doch freie Männer unter deutschem Rechte.

## RING IM DEUTSCHEN OSTEN

MARIA DALISCH

Zu Neumond dunkler ist als sonst die Nacht,  
von tiefem Leben voll und von Gesichten, —  
am Ring die grauen Häuser sind erwacht,  
sie dehnen sich und wollen neu sich richten,  
sie ducken sich im fahlen Sternenschein —  
und wieder steht der Ring von grauen Wagen,  
die in das weite Schlesierland hinein  
die blonden deutschen Menschen einst getragen.

Die Wagenburg liegt breit im nächt'gen Rund,  
inmitten leuchtet heller Speere Blitzen:  
Die Männer halten Rat mit klugem Mund,  
die Worte blank wie ihrer Schwerter Spitzen.  
In weitem Kreise sitzen sie zum Thing,  
denn deutsches Recht fährt mit in grauen Wagen,  
fern schläft das Reich, hier aber wacht der Ring, —  
bis morgens wieder starr die Häuser ragen.

Wie in anderen Städten des deutschen Ostens heißt in Meisse der Marktplatz Ring

## AN DEN RATSTURM

ALFRED KIESLER

Dich hat errichtet eine reiche Zeit,  
mein Turm, vor mehr als viermalhundert Jahren.  
Da war, in Handwerk und in Kunst erfahren,  
Wohlstand zu opferreichem Werk bereit.

Doch wir sind arm — nach harten, schweren Jahren —  
und gaben dir trotzdem das neue Kleid;  
drum macht uns stolz, daß der Vergangenheit  
Vermächtnis für die Nachwelt wir bewahren.

Wenn einst, nach einem weiteren Jahrhundert,  
die Zukunft Gegenwart geworden ist  
und deine schlanke Pracht wie wir bewundert,

dann sprich zur Zeit, der wieder glückbestennten,  
an unser Statt, der du beständig bist:  
„Dank ihrer Aussaat hältst du deine Ernten.“

Zum 6. Dezember 1936

## DAS DACH VON ST. JAKOB

ALFRED JAHN

Welch riesenhaftes Dach! — Chronisten sagen  
in ihren alten Pergamentgeschichten,  
man habe einen ganzen Wald geschlagen,  
um solche steile Schräge aufzurichten.

Ein ganzer Wald! Er wurde aufgegeben,  
geopfert, daß aus seiner Stämme Holze  
mit Stielen, Pfetten, Sparren, Knaggen, Streben  
er diene Gott zum Lobe und dem Stolze

am Menschenwerk. — Die Wälder sind vernichtet,  
von denen damals der Chronist berichtet,  
vermodert ist die grüne Herrlichkeit.

Jedoch die Bäume, die im Saft des Lebens  
als Opfer fielen, starben nicht vergebens:  
es ragt das hohe Dach durch alle Zeit.

## IM TREPPENHAUS DES GERICHTSGEBAUDES

ALFRED JAHN

Sieh! Richter, Rechtsanwälte, Aktuare,  
papierbeschwert, in wallendem Salare,  
und . . . Weiber, Gauner, Kläger nebst Beklagten,  
die leicht Verführten und vom Gram Zernagten,

hier zum Gericht gerufen und berufen —  
sie eilen über breite Marmorstufen.  
An dieser Stelle, die sie mit dem Fuße  
jetzt achtlos treten, hob die Hand zum Gruße

der König einst, dem Kaiser sich verbündend.  
Verhandelt wird Verbrechen, Zwist und Streit,  
wo Steine reden, Volksgeschicke kündend.

Juristerei, wo Schicksalsnormen raunen,  
ein kleiner Alltag neben großer Zeit —  
ein Leierkasten, wo es tönt Posaunen.

## MORGEN UBER NEISSE

LUISE MEINECK-CRULL

Die Nebel liegen grau im Neißetal  
und schwere Schatten in den engen Gassen,  
an denen Giebelhäuser, hoch und schmal,  
den Schlaf der Stadt noch mütterlich umfassen.

Am Rathhausturm nur, der in steilem Stoß  
zum Himmel stürmt, erhebt ein erstes Glühen,  
wie wenn am Seidelbast, noch kahl und bloß,  
auf einmal rote Strahlenkränze blühen.

Bald schwingen Glocken dunkel tief und hell  
von Turm zu Turm die morgenfrohen Klänge.  
Die Sonne steigt und übergoldet schnell  
die Stadt, den Strom mit strahlendem Gepränge,

und liegt mit warmem Glanz auf Hain und Hag,  
die abendwärts die Häuser grün umhügeln.  
St. Jakob aber grüßt den jungen Tag,  
das steile Dach umkost von Schwalbenflügeln.





## WAS SOLL ICH KAUFEN?

WILLIBALD KOHLER

Raum sprang die Sonne auf den Auauf  
befürmter Häuserungeheuer,  
da gehen in der Stadt die Läden auf.  
Es lagern drin gewaltige Stapel neuer  
und allerschönster Sachen.  
Die Schilder schreien und die Käufer laufen.

Doch was soll ich in ihnen kaufen?  
Ich brauche so viel Sonne zum Gesundsein.  
Ich will mich rot vor Reife in den Winter lachen,  
wie spätes Weinlaub bunt sein  
und Früchte tragen, die euch trunken machen.

## NACHTLICHE VISION

LUISE MEINECK-CRULL

In der Nacht zum 1. Oktober 1938 kam der Dichter vom Fort Preußen her und schritt den langen, abschüssigen Weg hinunter, der sich in der Königstraße fortsetzt und bis zur Neiße führt.

Der Tag war unruhig gewesen und voll heimlicher Sorge vor der nächsten Zukunft. Flüchtlinge von jenseits der Grenze waren in großer Zahl durch die Stadt gekommen und Jammer und Elend in ihren Gesichtern zu lesen gewesen. Durch die Vorstädte und durch die Innenstadt zogen die Truppen; alle Straßen schienen voll von ihnen, und die Luft, dröhnend von dem Donner der Flugzeuge, hatte drückend und schwer über Dächern und Türmen gelastet, voller Staub in der noch sommerlichen Wärme. Dies alles, die Not der Flüchtigen und das kaum eingestandene Bangen vor dem kommenden Tag und allem, was er bringen mochte, hatte das feine Saitenspiel seines Herzens in unruhiges Schwingen gebracht; um die schmerzhaften Dissonanzen wieder ausklingen zu lassen in dem verfühnenden Frieden einer stillen Mondnacht, war der Dichter in einsamer Abendwanderung durch die grünen Wälle um die Stadt gestreift. Jetzt kehrte er heim. Seinem Wunsch war keine Erfüllung geworden; zwar stieg der Mond im ersten Viertel silbern zwischen den Sternen hoch, aber über dem Erdboden lag ein kühler, bleicher Nebel; dieser und der bittere Geruch des feuchten, welken Herbstlaubes unter seinen Füßen beschworen alle Ahnungen unabwendbaren Vergehens und vertieften die

Schwermut seiner Stimmung bis zur Trostlosigkeit. So schritt er, müde nun, durch die ersten Häuser der Königstraße der Stadt zu, als es Mitternacht schlug. Plötzlich stockte sein Fuß: narrete ihn ein Spuk? Achzend und in den Angeln quietschend öffnete sich neben ihm die Tür des niedrigen, gelben Hauses; zwei Gestalten mit Windlichtern in den Händen traten heraus. Der Dichter rieb sich die Augen — die Erscheinung blieb. Es waren die ihm wohlbekannten Pagen des Großen Friedrich; steif standen die gepuderten Zöpfe über den Uniformkragen. Und jetzt, wahrhaftig, kam der König selbst aus seinem alten Schloß, klein, krumm, und grau wie Spinnweb das Gesicht; nur die Augen strahlten unter dem Dreispiz. Schwer den Stock aufsetzend schritt er die Straße hinab; rechts und links von ihm leuchteten die Windlichter der Edelknaben. Vor dem Hauptportal der roten Kaserne, aber auf der gegenüberliegenden Straßenseite blieb er stehen; ein scharfer Blick blitzte über die dunklen Fensterreihen; mit einem Kopfschütteln bog er in die kurze Gasse zum Wilhelmsplatz und hielt zum zweiten Male an vor der Wache am Eingang des Kasernenhofes. Der Posten, in Mantel und Stahlhelm, stand unbeweglich; weder der König mit seinen Begleitern noch der Dichter, der hart hinter ihnen geblieben, schien ihm sichtbar zu sein. Auch der alte Fritz rührte sich nicht; seine großen Augen lagen forschend auf dem jungen Soldaten. Plötzlich aber ward diese Stille unterbrochen; ein Auto fuhr vor, dem zwei Offiziere entstiegen. Ein heller Ruf des Postens — die Wache trat ins Gewehr. Scharf und klar kam das Kommando; wie aus einem Guß klappten

die Griffe. Die Offiziere grüßten und verschwanden durch das Thor in die Kaserne.

Der König stand ein wenig seitwärts, auf seinen Stoc gestützt, aber hochaufgerichtet jezt und leuchtenden Blicks. Deutlich hörte der Dichter die alte, ein wenig knarrende Stimme: „ – doch Kerls! Bravo, sehr brav! – Wird doch gut gehen, die Affäre morgen – “

Er wandte sich mit den beiden Pagen der Neize zu und verlor sich im Nebel. Auch der Dichter ging nun heim, getrösteten Herzens in der frohen Gewißheit, daß der Geist des Großen Friedrich noch immer Wache hielt über Schlesien und seinen Grenzen. Sie würde „doch gut gehen, die Affäre morgen – “.

## DIE VERLORENGEGANGENE STADT

MARIA DALISCH

„Mit der Stadt Neisse besteht seit Donnerstag abend keine Verbindung, — was sich in Neisse in der vergangenen Nacht und Freitag früh zugetragen hat, ist bisher unbekannt.“

Berliner Börsen-Zeitung.

Wann konnte das wohl geschrieben sein? Vor einer langen, undenklich langen Zeit, als noch nicht der tönende Draht jedes Dorf, jeden Flecken mit der übrigen Welt in Selbstverständlichkeit verband, — und erst gar eine ganze große Stadt. „. . . ist bisher unbekannt“ — das kennen wir doch gar nicht, denn mit Blitzgeschwindigkeit trägt der Draht oder die tönende Luftwelle die Nachrichten um den Erdkreis, — wie könnte eine Stadt auch nur eine einzige schicksalsvolle Nacht aus dem Bewußtsein der heutigen Menschheit verlorengehen?

Sie ging verloren, — jetzt, in unsern Tagen. Denn als in der regendurchrauschten Donnerstagnacht die Fluten in die Straßen schossen, da griffen zitternde Hände nach dem Telefonhörer, um eine Nachricht zu geben, um selber Bescheid einzuholen, — ein fremdes Surren im Apparat, dann nichts mehr, nichts. Der Mensch war zurückgeworfen vom Draußen, die Verbindung mit der Welt, die zu unserm täglichen Brot gehörte, die „gehörte“ uns gar nicht, die war nur eine Leihgabe gewesen; ein unberechenbares Dunkles hatte sie uns plötzlich wieder genommen. Oder hatten wir noch mehr von Leihgaben gelebt? In das Regenrauschen — wann wird es je in unsern Ohren das Schauerliche jener Nacht verlieren? — ein erschreckter

Ruf: „Das Licht geht aus!“ Dann kam jähe Dunkelheit, — das kannten wir ja noch gar nicht, das gab es gar nicht, daß wir hilflos vor den stets bereiten, treu dienenden schwarzen Schaltern standen, in denen der Mensch den elektrischen Funken eingesperrt hielt; der war nun der Gewalt des Menschen entsprungen, war auch aus den Radiogeräten entsprungen, und die Welt von draußen her war gänzlich stumm geworden. Die Verbindung über Länder und Erdteile, die sonst ein einziger Handgriff am Gerät herstellen konnte, war uns plötzlich entzückt, — eine Leihgabe, die uns von den tausenden Fluten aus der Hand gerissen war.

In der Dunkelheit, die Häuser und Straßen füllte, griffen suchende Hände nach Streichhölzern und Kerzen — ach, auch das war Licht, und wir waren froh, es zu finden. Aber am Gaskocher kam keine Antwort auf die wartende Streichholzflamme, — da hatte uns wieder etwas nicht gehört, das wir uns ganz zu eigen gedacht hatten, und der warme Kaffee nach durchfrorener Nacht war plötzlich eins von den Gütern, die nicht erreichbar waren. Und dann blieb das Wasser aus, das unentbehrliche, unersetzliche, das alle Tage unseres Lebens treu und zuverlässig uns in unserer Küche besucht hat und das auf ein leises Klopfen an seiner Behausung — ein Drehen am Wasserhahn — immer für uns zu haben war. Nun war es kostbar und selten geworden, und mit dem Vorrat in Töpfen und Kannen mußte überlegt und sorglich umgegangen werden. Draußen aber schossen die lehmigen Fluten in wildem Taumel durch die Straßen, — nein, auch die Straße, auf der wir tausendmal gingen, hat uns nicht

gehört, sie konnte uns weggenommen werden; jetzt suchten wir auf den Dächern den Weg zueinander.

Und die Welt, mit der wir sonst durch tausend Fäden verbunden waren? Wir waren aus ihr herausgefallen, wir, eine ganze Stadt. Ein einsames Flugzeug erschien über Neisse, das Auge der Welt, das uns suchte; eine große Breslauer Zeitung hatte, wie wir später erfuhren, die Maschine ausgesandt. Und so konnte am Sonntag Berlin über die verlorengegangene Stadt die erste Meldung bringen:

„Über die Lage in der Stadt Neisse, mit der seit Donnerstag keine telefonische Verbindung besteht, wissen die ‚Breslauer Neueste Nachrichten‘ auf Grund einer Überfliegung des Überschwemmungsgebietes zu berichten, daß die Stadt bis auf vier oder fünf hochgelegene Gassen überschwemmt ist. Bis zum Ring steht die Flut und auch das Rathaus scheint nur von einer Seite aus noch erreichbar zu sein. In der ganzen Stadt ist kein Mensch zu erblicken.“

Wie seltsam hatte sich plötzlich das Leben verändert! Vom Wasser überrascht und eingeschlossen, von der Welt getrennt, erfuhren wir die Fragwürdigkeit der Dinge, mit denen Zivilisation und Technik uns beschenkt hatten. Denn diese Hilfen, die zu unserm Leben gehört hatten, die gehören uns eben in Wirklichkeit nicht, und gelegentlich verlangt das Schicksal von uns die Probe, ob wir auch ohne sie sein können, — ob wir auch vor den ersten Dingen bestehen können. Solch ein Ding war das große Wasser. Und vor den Menschen, die mit bitterer Mühe ihre nassen Kleider und Betten und den rasch zu-

sammengerafften Schmuck aus den einstürzenden Fluten gerettet hatten und ihren vertrauten Hausrat hatten zurücklassen müssen, da erschüttert uns wieder das Wissen: nichts „gehört“ uns! Es ist alles nur geliehen und kann zu einer Stunde wieder von uns gefordert werden. Nichts gehört uns, — nur das eigene tapfere Herz.

Da aber hat die große Flut von vielen Herzen die Schleier aufgehoben. Aus unscheinbaren Menschen brach strahlend die Fähigkeit, am richtigen Orte helfend zuzufassen, alltägliche Menschen gewannen vorbildliche Haltung und Würde im Ertragen des Unvermeidlichen. Verschlussene merkten staunend, daß die Mauer zwischen den Menschen gar nicht so hoch ist, wie es manchmal scheint, — und wenn draußen die Pioniere, bis zu den Hüften im kalten Wasser stehend, die Schlauchboote vorbeischieben, dann verstummte jede Klage über eigene Unbequemlichkeiten. Der schlesische Mensch in seiner ganzen stillen Tapferkeit war zur Stelle.

Alle Augen aber, die wach in jene Nacht des Grauens hineinschaute, haben in ihrer Tiefe einen Widerschein davon zurückbehalten: ein Wissen um das Loslassen-Können. Vielleicht werden wir nun noch tiefer dem andern verbunden sein, von dem das Loslassen gefordert war, — vielleicht werden wir uns nun noch bewußter an den schönen Leihgaben des Lebens erfreuen, ohne an ihnen schwach zu werden. Und vielleicht bleibt es uns als ein kleiner Gewinn, das eigene Herz wieder einmal erprobt zu haben.



## VOR EIN NEUES HAUS

*Strehlerhaus des „Heimgarten“*

WILLIBALD KOHLER

Aus der Tiefe hebt sich jedes Haus,  
steigt mit vielen Fenstern in das Helle.  
Wie ein Prüfstein legt sich seine Schwelle  
jedem vor die Schritte ein und aus.

Späht nach jedem aus und jedem nach,  
läßt den Müden in sein Bett zum Liegen,  
hat ein Schutzdach und zum Steigen Stiegen,  
dein Geheimnis hütet sein Gemach.

Aber Bett ist Faulbett leicht geblieben,  
an sein Dach stößt sich Verstiegtheit,  
furchtbar dünn ist die Verschwiegenheit,  
vor dem Griffel, der dich drin beschrieb.

Jedem sind die Taten nachgezählt,  
feierliche oder leichte Spiele.  
Fenster blicken gleichgemut, denn viele  
sind berufen, wenige erwählt. —

Aus der Tiefe hebt sich dieses Haus.  
Wer's bewohnt, steig mit ihm in das Helle,  
wie ein Prüfstein leg sich seine Schwelle  
jedem vor die Schritte ein und aus! —

## DIE GOLDENE HARFE

MARIA LUX

Die goldne Harfe ist zersprungen.  
Der müde Sänger hat gesungen  
sein letztes Lied von Lieb und Leid  
bis in die große Einsamkeit. -

Doch, wenn die blauen Veilchen bluhn,  
wenn bunte Sommervogel ziehn,  
wenn von den Türmen Glocken klingen,  
dann hebt ein wundersames Singen  
der alten goldnen Harfe an.

Aus ihren Träumen steigen wieder  
die seligen versunkenen Lieder.  
Es klingt in weiten, blauen Räumen,  
es singt in hohen Lindenbaumen,  
in Marchenbrunnen raunt es leise - - -  
und eine alte Wunderweise  
zieht durch der Blumen helle Pracht,  
durch dunkelblauen Samt der Nacht,  
steigt zu den Waldesquellen nieder  
und schwingt sich in den Aether wieder - - -

Die goldne Harfe ist erwacht  
von ratselvoller Zaubermacht.  
Es blüht die Welt aus Träumen wieder  
und singt des toten Sängers Lieder.

## ALTE BÄUME

KATE GRABER

Die alten Bäume  
ertrinken im Abend  
und wachsen schattenhaft  
im Vollmondglanz -

Ihr Atmen schenkt  
voll Wohlklang sich  
der steinernen Starre der Stadt.  
Reglos verharren sie,

indef in ihren  
uralt-breiten Stämmen  
der Saft aus weiten Wurzeln  
aufwärts treibt -

Legst du die Hand  
an ihren Runen-Rand -  
spürst du dies Strömen  
in dich übergleiten -

dich segnend  
mit der Fülle  
ihrer greisen-weisen Kraft.

## IM FRÜHLING

*In memoriam Josef von Eichendorff*

HELMUTH RICHTER

Der Flieder blaut im Garten,  
der Mond schwimmt weiß im Fluß,  
ich kann nicht länger warten,  
dieweil ich wandern muß.

Ich will mein Bündel schnüren,  
verschließen Tor und Haus,  
die goldnen Sterne führen  
mich weit ins Land hinaus.

Der Wind ist mein Begleiter,  
die Wälder rauschen sacht,  
und weiter, immer weiter  
erglänzt die Frühlingsnacht.

In allen Blütenzweigen  
wiegt sich schon Vogelbrut.  
Mein Herz pocht in das Schweigen:  
Komm, Welt, ich bin dir gut! . . .

## HEIMATWIND

ERWIN ROSNER

Wie schön ist dieses Land im Morgenwind:  
Die Hügel mit der schwanken Frucht der Felder,  
die Wiesen und der Schattenkranz der Wälder.  
Siehst du sie, Kind?  
Wie sind sie nebelbläß und schlafverträumt!  
Doch drüben schäumt  
in junger Lust forellenflink der Bach.  
Der Hahnschrei klingt,  
Frühlerche singt  
und rote Dörfer werden wach.

Wie schön ist dieses Land im Mittagwind:  
des späten Sommers dunkelreifes Glühen,  
Weißflockeninseln, die am Himmel ziehen.  
Ein Schnitter sinnt  
ermüdet in das wesenlose Weiße.  
Der helle Tag, der heiße,  
ruht still in Gottes großer Vaterhand.  
Turmfahne blinkt,  
ein Sperber schwingt  
zu hohem Flug sich auf ins Sonnenland.

Wie schön ist dieses Land im Abendwind!  
Das Licht ertrinkt in inbrunstroten Flammen.  
Die Nebel schlagen über uns zusammen.  
Spürst du es, Kind?  
So kalt umzieht uns schon der Abendhauch.  
Vom Uferstrauch  
Klingt süß und leise einer Amsel Locken.  
Herzvogel singt,  
die Kröte springt.  
In Nacht verhallen alten Turmes Glocken.

## FATA MORGANA

ANNA KUTSCHE

Schwer lag seit Tagen und Wochen die harte Hand des Winters auf ungeschütztem Land, grau und mißfarben der Acker, die Wiese, im Scheintod erstarrt die sonst so lebendige fruchttragende Erde, kahl standen die Bäume. Die wandernde Welle im Fluß ward zur wandernden Scholle, und auch die kam zur Ruhe und wurde zur spiegelnden, eisigen Fläche, gebannt vom Frost. Jetzt wirbeln Flocken im schneidenden Wind und weben ein schützendes Kleid den frierenden Saaten, der verkümmerten Grasnarbe, dem stöhnenden Wald, dem fast schwarzdunklen Tann, in dem alles fröhliche Grün sich in die üppigen Moospolster am Boden geflüchtet hatte. Nun hat mit dem weißen Kleid die Erde ihre Schönheit wieder.

Lange, lange war sie ja aller Reize bar, alles ihres Schmuckes beraubt. Um so herrlicher erstrahlte dafür Abend für Abend der Himmel, der sich über sie wölbt. Im Süd-Süd-West unserer Stadt, da, wo sonst die feinen Linien der Sudetenberge am Südfirmament ihr den lieblichen Hintergrund geben, gerade über dem Puh- und Schneeberg, pflegt die Sonne im Januar unterzugehen. Da ist es nun oft, als habe ein großer Maler-Künstler da oben auf weiter Palette seine herrlichsten Farben gemischt und verändere sie von Minute zu Minute. Von den Bergen ist zwar meist keine Spur dabei zu sehen, gradlinig bedeckt sie ein sattes dunkles Blau, in das der glühendrote, strahlenlose Sonnenball allmäh-

lich hinabtaucht. Zunächst folgt ein zartes, feinstreifiges Pastell in rosa, blau und gelb, weich und zärtlich. Dann aber werden die Farben kräftiger, sie ballen sich, bilden phantastische Formen, Blumen, Tierköpfe, Trugburgen, Märchenschlösser, eine Fata Morgana, nicht wie sie die Wüstenkarawane in die Irre lockt, sondern ein Aufleuchten in Schönheit, wie es die Natur so vielfach dem Erdenwanderer beschert.

Die blasse Mondsichel steht derweilen schon in Bereitschaft, und nicht weit von ihr hat sich ein lustiger, goldener kleiner Punkt am Winterhimmel ganz feck durchgesetzt, leicht übersehbar bei all dem Farbenrausch und doch für Eingeweihte schon da: Venus, der Abendstern. Bald zerrinnt und verblaßt der bunte Zauber, Dämmerung fällt ein, der kurze Lichttag schwindet. Um so goldener und sieghafter leuchtet der Mond, strahlt und funkelt Frau Venus, kein winziger Punkt jetzt mehr, sondern fast ein Kügelchen, für junge scharfe Augen sogar eine deutliche kleine Sichel. Bei klarer Luft entzündet sich dann der ganze Sternenzauber, der durch alle Jahreszeiten der alten Erde treu bleibt und über Winter, Frühling, Sommer und Herbst, über Berge, Täler und Ebenen, Meere und Eiswüsten seine Märchennächte breitet.



## UNTER DEM WIDDERGESTIRN

GERHART BARON

Schwärzlicher Unruh Silberfluß  
meiner erwählten Heimat strömt,  
leisen verlornen Wohlklang voll,  
unter dem Widdergestirn weithin ins schlafende Thal.

Märzlich erwacht und windgeriegt,  
Weiden am Ufer flußwärts schaun.  
Schimmernder Rutenregen rinnt  
unter dem Widdergestirn taufromm ins kindhafte Gras.

Herzlich belauscht der Mond mit mir  
dort ein geheimes Friedensbild:  
Fittichbehütet schläft der Schwan  
unter dem Widdergestirn mitten in Schierling und Schilf.

## ODE

WILLIBALD KOHLER

Von Wolken umflogen  
fahren die Berge,  
hocheinsam und flaglos,  
ins ihnen gewisse  
Zuguterleßt.

Der Himmel begeistert  
mit Sonnensanfaren  
die Erde zur Tat, —  
und kann doch die rollende  
Nacht nicht erjagen.

Die Berge steigen,  
der Himmel entsinnt sich,  
umsommernd die Welt . . .

Ich häng meine Augen  
hoch an die Berge  
und schreite als Sämann,  
von Sonne umwettert;  
und habe am Ende  
der fragenden Tage  
aus gottgütiger Schürze  
mich selber verstreut. —

## HERBSTLICHE NEBELNACHT

LUISE MEINECK-CRULL

Ein gelber Mond zieht seinen fahlen Bogen  
durch die bestirnte Himmelsdunkelheit.  
Doch drunten breiten sich die Nebel weit  
und sind wie graue Tücher, über Zeit  
und Welt gezogen.

Sie bergen alles, was das kühle Wehen  
des Todes fürchtet und die Einsamkeit  
und hüllen täuschend ein gespenstisch Kleid  
um alle bunte Erdeneitelkeit  
und ihr Vergehen.

Die Berge nur und steilen Türme ragen  
hoch aus der trügenden Geborgenheit  
und wir, so wir, zu Gottes Dienst bereit,  
aus Ich und Traum und Nachtgebundenheit  
den Aufstieg wagen.

Kristall der Frühe blizt von allen Zinnen,  
wenn wir am Morgen, kühn und furchtbefreit,  
gehärtet in der Höhe Herrlichkeit,  
als Kämpfer gegen Dunkel, Angst und Leid  
den Tag beginnen.

## KLEINE ODE

*Auf dem Steinberg*

WILLIBALD KOHLER

Liebe die Erde!

Verblauende Berge haute  
der Herr an den Rand  
des Kreisenden grünen Gefilds  
und häufte darüber  
Wolken voll seliger Unrast.

Wandre zufrieden  
über sie hin und erfliege  
das Wanderglück dir der Wolken,  
eh sie erblaffen  
in mondloser Nacht.

Liebe die Erde! —

## JOHANNISKRAUT

MARIA DALISCH

„Mutter, hier blüht Johanniskraut!“  
Da hast du freundlich um dich geblickt,  
behutsam die gelben Blüten gepflückt  
und hast uns freundlich dann zugewinkt  
und warst uns schön wie die schönste Braut.

„Mutter, hier blüht Johanniskraut!“  
Hab ich es laut oder leise gesagt —  
oder hat es der Wind geklagt?  
Habe ich euch zu vergessen gewagt.  
Sage, vor denen dem Herzen graut?

Ach der geliebten Stimme Laut!  
Nur im Traum noch kommt sie geweht,  
doch wenn mein Fuß über Wiesen geht,  
ist es ein Ruf wie ein leises Gebet:  
„Mutter, hier blüht Johanniskraut!“

## NUN TRAUMT DER WALD

ERWIN ROSNER

Nun träumt der Wald noch tiefer schweigend.  
Nun biegen sich noch tiefer neigend  
die weißbesternten Äste nieder;  
die Wege sind verschneit.

Dein braunes Haar ist schneeverspinnen.  
Dein Atem ist zu Reif geronnen.  
Du reckst die schmalgebauten Glieder.  
Das Feld liegt stumm und weit.

Der Mond ist silbern aufgeglommen.  
Bald wird das Reh zur Tränke kommen  
und bang durch das Gezweige schauen:  
Du tiefe Einsamkeit!

Wir trugen uns mit vielen Fragen.  
Nun wollen deine Augen sagen,  
daß sie mir ganz und tief vertrauen.  
O halte inne, Zeit!

## WIE DAR WINTER KOAM

EUGEN BECK

Franzla, Franzla, siech dan Moan  
mit dam weiße Pelzla oan!  
Weiß du uba bis zu unda  
und ne Schleppe imgebunda.

Vo a Wiesa koam a har,  
streete Zucker kreuz und quar.  
Uf die Beete forz und lang  
lät a Deckla weech und blank.

Lauter Kleedla worm und schien  
iż im olle Beemla stiehn.  
Weiße Drme hon de Beeme —  
nee, mir ies, als ob ich treeme.

Inser Zaun trät Pudelmigla —  
ward gewies nie drunder schwiża!  
Galbst du insarm Grabla drüba  
ies zu sahn nischyt übrig blieba.

Boglas Hütte hoot ne Haube,  
und vom Dache hängt ne Traube.  
Eigepndert ies de Plumpe,  
ei dam Winkel doos Gelumpe.

Bis zur Esse ura nuff —  
überool liegt Weißes druff.  
Hull oach schnell a Schlieta runder  
und fohr flinē zum Bargla nunder.

Hull oach Boglan aus der Hütte,  
sunst drfriert ihm doos Geblütte.  
Niehni dr wuhr die Harrlichkeit,  
diese Freede weit und breet!



## OALLER ANFANG IES SCHWAR

DORA ZEISING

„Stieh uff, mei Jungel, — 's ies heechste Zeit!  
Nimm der die Strimpe vum Stuhle!  
Du giebst duch heute — där Weg ies weit! —  
zum irschtenmal ei de Schule!  
De Bicher huste — de Tafel — a Schwamm —  
nee, wasch der ock urndlich de Dhren! —  
Und nachher tu ich der nuch mit'm Kamm  
durch de borschtigen Loda foahren!  
De Schniete vergiß ni! — Nu mach ock furt!  
A Taschentichel huste?!  
Uff heem zu kimmste — merk der'sch gutt —  
mit Nuchbersch kleener Guste!“ —  
Där Friße gieht. — Duch hingerhar  
tutt är die tumme Froage:  
„Du, Muttel, gieht'n etwan goar  
die Zucht jez oalle Loage?!“

## DER VAMPIR VON GROSS NEUNDORF

EINE SAGE NACHERZÄHLT VON PAUL ROMER

Auf der Dorfaue an der Kirche war fast die ganze Gemeinde Neundorf versammelt. Männer und Frauen standen in erregten Gruppen, Burschen und Mädchen schrieen durcheinander, Kinder drängten sich neugierig durchs Gewühl. Nur ein paar Alte standen abseits und schüttelten den grauen Kopf.

Hört nur, hört! Wieder hatte man heute früh einen Toten gefunden! Der Großnecht des Grözner-Bauern lag da auf seiner Bettstatt, die Brust zerfetzt, das Herz herausgerissen! Das war nun schon der siebente Tote in ebenso vielen Nächten. Grausig war's anzusehen. Reihum zu allen Bauern schien das Gespenst zu gehen und holte sich aus jedem Hofe seine Beute.

„Einen Vampir, einen Bierstraß nennt man so einen Unhold“, raunte der Schulmeister Kessel dem Kirchvater Mathes Schmid ins Ohr. „Wenn man bloß wüßte, wo das Untier steckt!“ rief dieser aus. „Pst, Pst, vielleicht ist's unter uns, man kann nicht wissen.“ Der Schulmeister zog den Kirchvater flüsternd zur Seite.

Um den Schulzen Schachler drängten sich die Bauern am dichtesten. „'s geht reihum; heute kommt Nonnast sein Hof dran“, meinte der dicke Bayer-Bauer. Der Schulze nickte dazu. Plötzlich erhellte sich jedoch sein Gesicht. „Den Nachtwächter! Holt mir den Kerl mal her!“ Mehrere Jungen stoben in der Richtung des Oberdorfes davon und kamen bald mit dem alten, lahmen Lausch zurück.

„Wächter, Ihr werdet Euch heute nacht vor das Thor des Nonnast-Bauern stellen und den Platz während der ganzen Nacht nicht verlassen. Und morgen früh berichtet Ihr, ob Ihr etwas von dem Blutsauger gesehen habt. Habt Ihr verstanden?“

Lausch murmelte etwas in seinen Bart, nickte mit dem Kopfe und humpelte wieder nach Hause zu seiner Arbeit.

Der Nachtwächter blies neunmal in seine Pfeife und zog zur Wache auf. Es war eine schöne, sternklare Nacht. Am Horizont zeigte sich zur Hälfte die blanke, lachende Mondscheibe. Langsamem Schrittes wanderte Lausch vor dem Tore des Nonnast-Bauern auf und ab. Aus seinem dicken Schafspelze guckte gerade nur seine Nase heraus. Im Unterdorfe kläfften die Hunde, denen aus dem Oberdorfe geantwortet wurde. Fledermäuse glitten lautlos umher. Ein Käuzchen klagte im Lehmsel. Nun schlug es Mitternacht. Lausch lehnte sich ver-schlafen an einen hohen Birnbaum.

Da näherten sich von der Straße her Schritte dem Bauernhofe. Das ist der Blutsauger! – Aber nein, das ist ja ein hübscher, junger Mann, gekleidet wie unsere Bauern. Da sieht man nichts von Krallen, Bocksfüßen, Struvelhaaren, wie ihn die alten Mühmen schildern. Da gibts keine Gorgnis. Vielleicht ist's ein Unbekannter, der hier bei seinem Mädchel einsteigen will. Gähnend schlürft Lausch unter einen anderen Baum. Nach einer Weile kommen die Schritte vom Hofe zurück. Halt – denkt der Nachtwächter, ich will ihm doch folgen! Vorsichtig hinkt er hinter dem jungen Manne

her. Dieser schreitet auf den Kirchhof zu und ist dort zwischen den Gräbern plötzlich verschwunden. „Das ist nicht ganz geheuer“, murmelt Lausch und wendet sich seinem alten Standorte zu. —

Am nächsten Morgen findet man Nonnasts Kleinmagd mit zerfetzter Brust, das Herz herausgerissen. „Also war's doch der Blutsauger“, sagt der Schulze zum Wächter, nimmt sich vier junge Leute ins Haus und schließt sich mit ihnen in der Stube ein.

Am Abend trafen sich die vier Bauernsöhne an der Kirche. Ein jeder führte eine scharfe Art mit sich. Sie gingen in den Turm, schlossen sich von innen ein und erklimmen seine Zinnen. Dort sollten sie nun nach allen Richtungen Ausschau nach dem Blutsauger halten.

Endlich kam die Geisterstunde. — Was regt sich dort zwischen den Gräbern? Jüttner-Franz sieht näher hin. Die Erde wird mit starken Stößen von unten aufgewühlt, nach allen Seiten fliegen die Brocken, und der Höhlung entsteigt ein lebendes Wesen. „Der Herzfresser!“ schreit Franz seinen Genossen zu. Doch das Gespenst da unten hat ihn gehört und brüllt rasend hinauf: „Wartet! Euch hole ich!“ Dann wirft es sich gegen das Turmtor. Doch dieses gibt nicht nach. Da versucht das Ungeheuer, an der Turmmauer emporzuklimmen. Aber immer wieder fällt es zurück, da es an den Haussteinen zu wenig Halt findet. „Bis um ein Uhr muß ich euch haben“, schreit es zähneknirschend und klettert wieder hoch. Den Jungbauern sträuben sich die Haare, denn immer höher klimmt der Angreifer. Ihre Hände um-

spannen verkrampft die Arzte. Schon kann er die Zinnen erfassen, da schlägt es ein Uhr. Mit heiserem Gebrüll sinkt der Herzfresser zurück, schlägt auf die Erde auf und versinkt in ihr spurlos.

Am nächsten Morgen kommen die Bauern neugierig zum Friedhof. Die Stelle, wo das Untier versank, ist mit einem Stabe gekennzeichnet. Die Jungbauern geben erregt ihre Erklärungen. Endlich erscheint auch Scholze Schachler und gibt den Befehl zu graben. Immer tiefer wühlen die Grabscheite. Man verspricht sich wenig Erfolg von dieser Arbeit. Da stößt man endlich auf einen schlafenden Mann, kein Gerippe, sondern von Fleisch und Blut wie die Grabenden. Der Nachtwächter erkennt in ihm den nächtlichen Besucher des Nonnasthofes.

„Wozu das Kapitel in Neisse erst benachrichtigen?“ meint der Bauer Jüttner. „Warum erst Scherereien mit dem Vogte und den Richtern? Holt vier Pferde und paar Ketten!“

Zohlend schleppt das Volk den Vampir auf die Aue, fesselt ihn, die Pferde ziehen nach verschiedenen Seiten an, und er ist gebierteilt. Oben an der Windmühle wird ein Scheiterhaufen errichtet, auf dem die Überreste des Untiers vergehen und in alle Winde zerfliegen.

In der Folge wurde kein Neundorfer Bauernhof mehr von einem Herzfresser aufgesucht.

## EIN ARGLISTIGER

JAGDNOVELLE VON FRANZ GORLICH

Der Frost greift ins innerste Lebensmark, daß die Bäume knacken. Zwei Nächte brachten ungeheuren Schneefall, dann kam einen Tag lang Tauwetter, dann bitterer Frost. Oben bildete sich eine harte Schneekruste, die Hasen und Kleinwild bequem trägt. Doch das flüchtige Rotwild bricht ein — wieder und wieder. Bald klagt es an den Läufen. Tief liegen die Dünnungen. Immer länger wird der Hals. Groß und traurig suchend blicken die Lichter. Und vergraben sind Asung und Futter unter Schnee und Eis.

Grimmiger Ost schauert seit bereits zwei Wochen über das Flachland. Klimmt an den Bergen hinan. Nimmt dem Getier das Leben aus den Därmen. Peitscht Strauchwerk und Gebäum mit eisigem Odem und springt jenseits der Finkenkoppe mit Gurgeln und Taulen ins Thal des Goldbachs.

Und — der Hunger geht mit stierem Auge umher und reißt ins Rehwild arge Lücken.

Dezember — Jahreswechsel!

Noch fünf Stunden, und das neue Jahr wird mit weichen Schlägen von den Türmen der Umgegend herniederläuten, dem einen zu Glück und Segen, dem andern zu Kummer und Leid.

Eben schlug es auf der Dorfkirche zu Waldbach sieben Uhr. Weit dort hinten an der Eisenbahnstrecke blitzen längst die Lichter auf. Der stürmende Ost ist etwas eingeschlummert.

Da — was steht dort zwischen den Jungfichten im Schreiergrunde? Ein Tier, so stark und kräftig wie ein mittelgroßer Hund. Es ist der alte Fuchsrüde, der Wegelagerer und Beherrscher wildreicher Waldgründe.

Wie aus Erz gegossen steht er da, listig und mit spähenden Sehern. Den rechten Vorderlauf leicht gehoben, die Lauscher weit gespannt, die Lichter unverrückt aufs Feld gerichtet. Lange sichert der Urge, mit Gehör und Gesicht, mit Gefühl und Instinkt. Er ist ein Vorsichtiger geworden, der Alte. Er kennt die Lücke und Verschlagenheit der Menschen, die Böses sinnen und voll List sind! Er geht im zehnten Winter, und da macht ihm niemand etwas vor. Frau und Kind verlor er im Kampfe ums Dasein. Enkeln und Urenkeln war er ein Meister der Lücke und Verschlagenheit und ein weiser Führer durch Wald und Feld. Nicht umsonst ließ er drei Behen des linken Hinterlaufes, sitzen ihm zwei Kugeln im Gestell, haben ihm beißende Schrote den Balg zerfiebt und durchlöchert.

Er kennt sie alle, die Schliche und Ränke! Er hat einen klugen Sinn und ein bohrendes Lauschen. Nicht so leicht entgeht ihm etwas. Jedes Geräusch weiß er zu unterscheiden, jede Witterung und jeden Schatten zu deuten. Er kennt sie alle, die Männer, die ihm nach dem Leben trachten. Manches Kesseltreiben, manche Streife hat er erlebt. Manchen Jäger sah er hinterm Strauch lauern, noch zeitig genug, um einen rettenden Seitensprung zu tun, bevor ihm das peitschende Blei die Seele aus dem Leibe riß. Manches Eisen griff nach seinem Dasein mit bleckenden Zähnen.

Und er denkt daran, wie er sichernd und tastend weiter-

schürt. Feig sind doch diese Zweibeiner, die da wie wandelnde Baumstämme aufrecht gehen und nicht selten ein schwarzes Rohr auf dem Rücken tragen, das sakrisch spucken und beißen kann!

Wohl ist mancher dabei, den er ganz gut leiden kann. Meistens spucken diese Männer mit dem gräßlichen Ding vor oder hinter ihn. Das läßt man sich gefallen. Ein wenig Spaß muß sein.

Besonders den einen kennt er ganz genau. „Paul“ sagen die anderen Schützen immer zu ihm. Erst neulich hat er es wieder gehört, ganz klar und deutlich, als die Jäger nahe an der Fuchschonung vorbeigingen und lachten und witzelten. Paul ist ein Gemütsmensch. Drin im Dorfe besitzt er eine einträgliche Brauerei, und dort ist er sein bester Kunde. In besonders einsamen Stunden goß er schon so manches Glas hinter den Halskragen, daß Gesicht und Nase bereits anfangen, ganz lieblich zu glühen. Aber sonst ist er ein Ehrenmann, der keinem Tierlein ein Leid zufügt, trotzdem er immer wie ein Wilder schießt und pulvert. Und da lieben sie ihn alle mit getreuer Tierseele, die Rehe und Häslein, die Kaninchen und Füchse. Ja, selbst er muß ihm ein ehrendes Zeugnis ausstellen. Bum – bum!

Der Rüde zuckt zusammen und verhofft. Teufel, wer schießt da? Längst ist es doch Nacht, und in dieser Bärenkälte bleibt selbst Heiderseffe, der sonst immer da draußen herumstiefelt und ballert wie ein Toller, daheim hinterm Ofen oder er sitzt beim Nachbar und spielt Skat. Er spitzt die Lauscher. Die Lichter spielen. Die Lunte ist steif wie ein gebogener Stock. Er äugt und spürt.



Jetzt hat er's! Drüben auf der Landstraße ziehen wahrscheinlich johlende Burschen. Vielleicht hat einer zu Ehren des Tages einige Revolverschüsse abgegeben. Denn heut ist Silvester. Und in solchen Zeiten haben diese Kerle immer die tollsten Einfälle.

Ein wenig noch schenkt er dem Geschehen Aufmerksamkeit. Dann schnürt er weiter. Er hat guten Wind. Sein Wanst ist gefüllt. Hat er doch eben in der Fuchschonung eine Häsin, die sich vorgestern an Böhm-Vetters Kohl den Magen verdarb, abgewürgt und stark angeschnitten. Der Rest soll für die Heimfahrt morgen früh bleiben. Er geht wie ein Vierschröter, der Alte. Gemästet ist er wie ein Schweinchen. Nerven hat er wie Stricke und Stimmung wie ein ganz Junger, der im dritten Felde zieht. Die letzten Wochen gab es Fraß und Futter genug. Schlingensteller und Kälte hatten ihm reichlich ins Brot gearbeitet.

Seine Gedanken spielen von neuem.

Ja, diese Zweibeiner! Wenn er auch da und dort einem nicht ganz abhold ist – im Grunde seiner gepeinigten Fuchsseele kann er die ganze Gesellschaft nicht leiden. Die Bauernschützen nicht und die da, die von dort drüben aus der Stadt kommen. Er haßt sie alle.

Da gibt es kleine und große, dicke und dünne, behärtete und bartlose, Kurz- und weitsichtige. Vor keinem ist man ganz sicher. Auch vor dem mit dem Rindsgemüt und dem Glühgesicht nicht. Einmal könnte es doch danebengehen, und da wäre das Unglück geschehen.

Aber auf einige hat er es ganz besonders scharf, der rostige Rüde. Da kommt so ein Kleiner aus der Stadt, hat ein

schmales Gesicht, dunkles Haar und ist fix wie der Teibel. Vor dem ist nichts sicher. Wo der seine Schrottspritze hinhält, da steht der Tod. Wie oft hat er das schon beobachtet! Vor zwei Jahren war's, um die Altfirmes herum, da wäre es ihm doch bald an den Balg gegangen.

Weiß der Kuckuck, wie das kam! Man hatte so ein bißchen Feldpolizei gespielt, gemaust, gewürgt, geludert und geräubert. Und dann war ihm plötzlich so schummrig ums „Gesimse“ geworden, und er hatte sich ein wenig an die Lehne bei den Leichwiesen gelegt.

Der Morgen war so schön. Die Oktobersonne brütete gar mollig aufs Feld. Ein prächtiger Kirmesmontag war es, und mancher von den Bauern mochte vielleicht noch einen kleinen „Hieb“ von der „gestrigen Freud'“ spüren. Während er so dalag in der Wonne genossenen Erlebens und köstlichen Verdauens, da — schwupp! fuhr plötzlich ein kleines Böhnchen durch die Halskrause, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er von seinem Morgenschlächchen nicht mehr aufgewacht.

Mit gewaltigen Fluchten war er da übers Feld gejagt, während ihm noch ein ganz merkwürdig Ding um die Lauscher pfiff. Erst am Waldrande hatte er es gewagt, sich einmal umzudrehen. Und da sah er von weitem den, den er vermutete. Mit einem glühenden Wutblick raste er weiter und fuhr mit heiserem Gebell zu Bau. Noch öfters war ihm der Kleine in den Weg gekommen, und er haßte ihn wie das Feuer.

Aber auch so ein Langer kommt manchmal. Einer mit einer funkelnagelneuen Schrottschleuder. Der schießt auch nicht

schlecht. Vor allem ist er ein nimmermüder Weidmann, der nichts scheut, weder Regen, noch Schnee, noch Kälte, noch Sturm.

Dieser Große mit der funkelnagelneuen Donnerbüchse ist ein äußerst weidgerechter Jäger, der nur den einen Fehler hat, daß er eine zu sonore, weitklingende Stimme besitzt, die schon manches Häslein, manchen Roten außer Schußweite brachte. Aber trotzdem: Er bleibt doch ein gefährlicher Patron, den man sich hübsch vom Leibe halten muß, zumal man schon eine volle Ladung Normalschrot von ihm in der Rutte hat.

Na, und dann der beleibte Fleischermeister aus der Stadt! Wenn der mit seinem borstigen Hunde im Gestrüpp herumspaziert, da heißt es, die Lunte einziehen, das Kreuz drücken und den Fang schön zuhalten, sonst kann leicht das und jenes eintreten!

Endlich die Bauern! Da gibt's ganz gefährliche Brüder dabei. Von allen haßt er den Heidersesse am meisten. Wenn der irgendwo herumspukt, und das tut er doch fast jeden Tag, da ist man wirklich seines Lebens nicht sicher. Und auch dem Vesperhannes, der seine Wirtschaft dort drüben am Viehwege hat, traut er ganz und gar nicht. Wo der mit seiner rostigen Knarre aus Großvaters Zeiten mit nackten Füßen vor Tau und Tag durch Gebüsch und Gestämme pirscht, da muß man die Lauscher steif halten. Hat er doch an einem Augustmorgen vor drei Jahren sein Weib und zwei hoffnungsvolle Buben, die da im Kleefelde sich balgten und vergnügten, mit einem Doppelschuß aus diesem schönen Dasein befördert. Da war er mit einem leisen Klagelaut

davongejagt und in tiefstem Leid zu Bau gefahren. Und die Bangigkeit blieb, bis ein neues Jahr neue Liebe in sein heißes Strauchritterblut goß.

Wieder verhofft der Alte, hockt sich auf seine Keulen und läßt seine Lichter wie von ungefähr über das Feld streifen, auf dem einige Mondstrahlen dahinhuschen. Dort, etwa hundert Gänge vor ihm, hoppelt ein Kammeler. Der Rüde rührt sich nicht. Die Trauben sind ihm zu sauer. Er weiß genau, gegen diesen Langohr kommt er im freien Gelände nicht auf.

Mit Gönnermiene übersieht er den Hoppelbruder, der nicht einmal eine anständige Lunte, sondern nur einen kurzen Stumpf hat, den dieses dumme Hasenvolk „Blume“ nennt.

Um seine Leuchten legt sich eine Spottlinie, und in seinem Schnurrbart zuckt ein verhaltenes Lächeln. „Dummköpfe, diese Hasen!“ brummt er dem Flüchtenden in seiner Fuchsprache nach. Der beißende Ost kommt mit einem neuen Geschwader dahergefahren. Rißelnd und pfeifend geht er dem Hockenden zu Leibe. Da schnürt er mit vornehmer Lässigkeit, in der die Überlegenheit des Überflugen und Gewitzten liegt, gemächlich weiter über das Feld, am Grenzbach entlang. Kein Leben ist im Bachgestrüpp. Tief unter Schnee liegt das Wässerlein begraben. Jetzt fährt der Dieb eine Rebhuhns spur. Mit der Nachsicht seines gefüllten Magens treibt er sein Geschäft etwas gleichgültig.

Prr! — Da sockt das Volk ab. Dort weit hinter der Dominialscheuer fällt es wieder ein. Mit langem Gesicht äugt der Betrogene den Hühnern nach.

„Dumme Schachteln!“ knurrt er und schleicht weiter. Bald umlauert er die Gärten des Dorfes. Irgendwo würde er ein offenes Türchen finden. Ihn gelüstet wieder einmal nach einem jungen Gockel oder nach einer fetten Schnatterliese. Sein übernommener Magen würde sich durch diesen Wechsel wieder etwas auskurieren.

Jetzt zwingt sich der Schleicher durch der Scholz-Muhme Gartentürchen. Die Alte schläft längst in ihrem Turmfederbett und lächelt wohl selig in Gedanken an ihre schönen Hühner und feisten Enten, die ihr noch so manche Daseinswonne verschaffen sollen.

Der arge Schelm umwindet das Gehöft. Drückt sich durch den Zaun in den Hof. Horcht und schnuppert am Gutenstall. Augt und schielt zur Hühnerstiege hinauf und muß mit tiefster Betrübniß feststellen, daß Mutter Scholz doch eine sehr vorsichtige Frau ist, von der man etwas lernen kann.

Irgendwo entsteht da plötzlich ein Geräusch. Meister Vorsicht nimmt Reißaus.

Gehöft um Gehöft sucht er ab. Blinzelt hinauf zu den Taubenschlägen, schnüffelt an den Hühnerleitern, läßt sich da und dort von den Dorfklöttern scheußlich anfahren und macht Schutthausen und Dungstätten die gewohnheitsmäßige Visite.

Viele Stunden sind schon vergangen. Der Rude hat den Wendeschlag des Jahres und das Gejohle der Burschen auf der Dorfstraße gehört. Hat verwundert den klugen Kopf geschüttelt und in seiner Tier Sprache unverständliche Worte gebrummelt, die da heißen mochten: „Die Kerle gebärden sich wie die Verrückten. Wenn sie wüßten,

was ihnen das neue Jahr bringt, würden sie nicht so brüllen und schreien.“

Dann so gegen drei Uhr morgens hat er den Heiderseffe, den Vesperhannes und den Paule gesehen. Arm in Arm waren sie dahergekommen. Hatten gewiselt und allerhand Schabernack getrieben. Wohl so manches „Bier“ hatten sie drüben im Straßengasthause zu sich genommen. Manches Herbe und Heiße ist ihnen wahrscheinlich in hunder Folge durch die durstige Kehle gegangen. Jetzt lagen sie wohl daheim im warmen Nest. Von den Hühnerställen her singen die ersten Gockels ihr Morgenlied. Eben hat es vier geschlagen. Töne hat er nicht gehört. Der Wind nahm sie. Doch er hat es im Gefühl, daß es dem Morgen zugeht. Langsam tritt er dem Walde zu. Sorglos wie ein junger Fant, der auf Liebeswegen wandelt, dem das heiße Herz schäumt vor Lebenswonne und Verlangen.

Wieder pirscht er am Grenzwasser entlang über die Teichwiesen. Da — dort hinter dem großen Eichenstrauch huscht etwas, duckt sich ein Schatten zur Erde. Knistert es wie drohende Gefahr.

Er verhofft jäh. Hebt sichernd den Fang. Augt und lauscht. Da schiebt sich etwas hoch. Nur eine Sekunde bleibt er im Unklaren. Dann — dann — dann reißt er sich herum. Wie der Sturm fährt es in ihn.

Drei gewaltige Fluchten. Da kracht es.

Von den Bergen rollt das Echo zurück.

Heiderseffe springt über den Graben und lacht sieghaft. Die sinkende Nacht deckt das brechende Auge des alten Rüden.

## SUDETEN

ERWIN ROSNER

Du sommerlich umblautes,  
du groß und tief vertrautes  
Gebirge, das im Wälderschatten thront;  
du vieler Flüsse Wiege,  
du sanfte und du steile Wanderstiege:  
Ein deutsches Volk an allen deinen Hängen wohnt!

Du winterlich verträumtes,  
von Wolken hoch umsäumtes  
Gebirge, das den fremden Zungen schweigt.  
Die Sehnsucht hör' ich rauschen.  
Getrennte Brüder hier und drüben lauschen.  
Die Not hat manches müde Haupt geneigt.

Die Not schärft alle Klingen,  
der Sturm hebt seine Schwingen;  
der harte Stein erfordert harten Tritt.  
Der Wald steht voller Lanzen,  
auf breitem Kamm die roten Flammen tanzen.  
Der Schwur der Not reißt müde Herzen mit.

Die wilden Bäche springen,  
in Tälern geht ein Singen;  
das Morgenlicht gießt seine Fluten aus.  
Die hohen Gipfel glühen,  
der Hoffnung Blumen öffnen sich und blühen.  
Bald steht die Sonne über jedem Haus.

## KLEINES GRENZABENTEUER

ERZÄHLT VON WILLIBALD KOHLER

Der Mensch, der auf der Nordseite eines Kammgebirges zu Hause ist, sehnt sich ständig danach, hinüberzusteigen in das sonnigere Land. Schon im Knaben war die Sehnsucht nach drüben mächtig. Das Kammgebirge war zum Grenzgebirge gemacht worden. Manah helle Nacht sah ich den Mond wie einen gespenstischen Grenzwächter den langen Rücken hinwandeln, der schwarz und stumm in der silbernen Flut nach Deutschland hineinstieg. Fern, fern erschien mir da das Sehnsuchtsgebirge, fern wie der Mond und unersteigbar hoch.

Eines Tages aber reiste der Vater mit mir hinüber. „Nun kommt die Grenze“, sprach er damals und machte Augen, hinter denen alle Schauer und Rätsel der Fremde wohnten. Da wurde dem Kinde, das einfältigen Herzens geglaubt hatte, Deutschland erstreckte sich grenzenlos über die ganze Erde, erschreckend gewiß, daß sein Vaterland wirklich an einer Stelle zu Ende sei.

Grenze! Das war wohl eine dicke, finstere Mauer oder ein düsterer undurchdringlicher Urwald oder ein unüberbrückbar breiter Strom, oder es standen da Mann neben Mann, in phantastischen Uniformen wilddreinblickende Soldaten, deren Augen und Bajonette unheimlich bligten. Aber Gipfel rechts und Gipfel links blickten so ruhig und zuversichtlich auf mich nieder, daß mir alle Bangigkeit verging, und das wellig grüne Land hinter der Pforte, die sie freiließen, war voller Sonne und blickte mich so heimatlich an, als sei es ein der Sonne sehnsüchtig nachwanderndes Schlesien.



Diese Kindheitserinnerung tauchte in mir auf, als ich jüngst wieder einmal dem Passe des Grenzgebirges zustrebte. Bei Regenwetter war ich mutig aufgebrochen. Bei schlechtem Wetter kann man hoffen, bei gutem muß man fürchten. Dieses Gefühl immerwährender Hoffnung beschwingte mich auf meinem Wege bergan. Das hohe Gebirgsdorf erstreckte sich lang bis zum Sattel hinan. Dort stand frei im Wind an der Scheide der Länder und Ströme das Berghotel. Die Züge der Paßbahn, auf unendlich weitausweichendem Schienenweg sich an den Berglehnen aufwärtsquälend, hielten erschöpft vor seiner Tür. Sie landeten nur wenige Wanderer. Bahn und Straße, in völkerverbindender Absicht gebaut, waren meistens leer. Die Augen des Kindes hatten wohl so falsch nicht gesehen. Chinesische Mauer und Bannwald sperrten zwar nicht den Paß, aber sie schienen dennoch unsichtbar da zu sein. So war ich also in der Fremde und die anders bemalten Grenzpfähle hatten recht.

Ich pflegte mich. Des Morgens schlürfte ich behaglich aus einem Glase den Grenzkafee, dem schon eine Ahnung fernen Geistes entströmte. Da wollte ich doch einen goldenen Elefanten wetten, wenn das nicht der liebe Zaubertrank aus den alten K. und K. Zeiten war! Er machte mich geradezu verwirrt. Der kleine Finger der Menschen steht ja im Geruche besonderer Klugheit. Darum steckte ich ihn mir in das Ohr, damit er mich berate. Aber das Kerlchen schwieg. Der Anblick der fremden Grenzwächter schien ihn eingeschüchtert zu haben. Zum Zeitvertreib beobachtete ich von Zug zu Zug, wie

die Menschen hier oben Eisenbahn spielten. Von den Fenstern nach drüben sah das besonders drollig aus. Der nächste grüne Hügel spie auf einmal Rauch wie ein Vulkan. Dahinter keuchte es unheimlich, so daß der Boden fein erzitterte. Die Berge zu beiden Seiten aber standen beruhigend fest. Erleichtert atmete die Maschine auf, wenn sie auf der Höhe hielt. Dann tutete ein Horn, und wie vom Bündel los glitt der Zug unrettbar talab. In der Nacht konnte ich manchmal im Halbschlaf nicht unterscheiden, ob es ein Sturm war, der so röchelte und stöhnte, oder ein paßaufwärts schuftender Zug. Denn das Wetter war immer noch veränderlich.

Endlich hatte der Wind alle Wolkenbeulen und -wülste bis auf den letzten Tropfen ausgequetscht. Die Sonne blitzte wie ein blankgeputzter Soldatenknopf vom blauen Himmel. Aus fernem Talgrunde drüben glitzerte tags und blinzelte nachts verlockend ein Städtchen zu mir herauf. Also stieg ich an einem frühen Nachmittage eine gute Stunde in das sonnigere Jenseitsland hinab. Das Volk hier war wie nur ein deutsches an seiner Heimat zum Dichter geworden. Einen Berg am Wettereck des Kammes, dessen scharfer Gipfel an trübten Tagen den Wolkenacker wie eine Pflugschar aufriß, nannte es die Hochschar; einen anderen, den der Abend in Purpur tauchte, den Blutberg, und einen Bach, dessen zu Tal ziehende Wasserstürze den verworrenen Widerhall hoher Tannen weckte, die rauschende Tef.

Bald zog ich in das „fremde“ Städtchen ein. Die Straße, die lang hindurchlief, wurde auf einmal an beiden Seiten sehr breit. So kam der Ring zustande mit Häuserchen

von ganz verwegener Bunttheit. Die spielten mit barocken Gipseln himmelan. Aber da waren auch welche mit ernsterem Gesicht. Die versuchten sich bescheiden in Gotik oder der sogenannten Renaissance. Alles aber war eben nur vorsichtig, gewissermaßen nur im Kleinen und nur ein bis zwei Stockwerke hoch. Und das Ganze war so unschuldig und lieb. Ein Haus nur proßte, weil es die reiche Apotheke beherbergte. Ein Säulensims lief über sein Dach hin. Auf diesem standen zwei klassische Figuren, Heros und Heroine. Die froren mächtig in Überwurf und Toga, und eiserne Stangen stützten sie für den gar nicht ungewohnten Grenzfall, daß der Wind aus dem weniger höflichen Norden kam. Das Rathhäusel war grün und ahmte Mittelalter nach. Von seinem Türmchen schlug eine Glocke mozartisch silbern die Stunden. Das war ein merkwürdiges Ausländisch, das ich da in Anpreisungen und Aufschriften las! Ich hätte schwören mögen, es sei deutsch. Zwar, der Arzt hier hielt nicht Sprechstunden ab, sondern „ordinierte“. Der Schuhfabrikant indessen hatte eine „Erzeugung“. Der Wurstmacher hieß „Selcher“, der Klempner „Spengler“ und der Schornsteinfeger „Rauchfanglehrer“. Der „Zuckerbäcker“, so nannten sie hier schön deutsch den Konditor, verkaufte zu meinem Verwundern in seinem Büdchen auch fromme Kerzen. Schließlich fand ich das auch ganz in der Ordnung, denn diese Gemächte aus Wachs und Honig gehörten zu seinem Handwerk wie alles seligmachend Süße. „Wachszieher“ stand darum auch über seinem Laden. Die Mundart, welche ich die Leute im Vorbeigehen sprechen hörte, hätte ich fast für Schlesisch

gehalten. Und da hieß ja ein Einkehrhäufel geradezu „Schlesischer Hof“! Ha, Kleiner Finger, lach einmal! Der Knabe hatte recht gesehen: das war ein der Sonne sehnsüchtig nachwanderndes Schlesien. Nichts hatte sich verändert. Drum freute sich der Mann.

Dann kam ein Herbst, der schönste seines Lebens, der verwischte alle falschen Grenzen zwischen Deutschen und Deutschen. In hellen Nächten wandelt ein freundlicherer Mond den langen Rücken der Sudeten hin. Deutschland ist groß. —

# AN DER ALTEN GRENZE

*Eine Besinnung*

LUISE MEINECK-CRULL

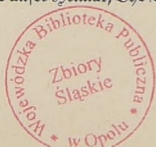
Wir haben zwanzig Jahre Euch bitter leiden gesehn  
und haben mit Euch gelitten — und mußten abseits stehn.  
Wir wagten kaum, Euch zu sagen, daß Euer auch unser Schmerz —  
Doch die Grenze, Ihr Brüder, die Grenze ging mitten  
durch unser Herz.

Wohl schritten wir oft hinüber durch Stadt und Dorf und Feld  
und haben zu Eurer Treue unsere Treue gesellt.  
Sie glühte uns fest zusammen in ein heiliges Wir.  
Aber das Opfer, Ihr Brüder, das Opfer brachtet doch Ihr.

Noch schattet um Eure Schläfen mit dunklem Flügel das Leid,  
noch bluten und schwären die tausend Wunden der bösen Zeit,  
noch sind Eure Lippen schmal, Eure Augen vom Weinen rot,  
noch brennt auf Euren Stirnen, Ihr Brüder, das Mal der Not.

Ach, von der alten Grenze, die soviel Tränen gesehn,  
sollte nun unsere Liebe in Strömen zu Euch gehn.  
In ihren Fluten ertrinken müßte all Euer Leid,  
in ihren Tiefen versinken Trauer und Bitterkeit.

Jede Tat unserer Hände sei auch für Euch getan!  
Flammend wie Feuerbrände zum Firmament hinan  
steigen unsre Gesänge, Dank und Gelübde zugleich,  
für unsre Heimat, Ihr Brüder, für Euch und für das Reich.



	Eichendorff an Gregor von Sibers	5
<i>Karl Sczodrok</i>	Warum dieses Neisser Dichterbüchel?	6
<i>Maria Dalisch</i>	Heimat Neisse	8
<i>Gerhart Baron</i>	Neisse	10
<i>Anna Bernard</i>	An mein Neisse	12
<i>Karl Ruske</i>	Neisse	14
<i>Maria Dalisch</i>	Der Baumeister der alten Waage	15
<i>Alfred Jahn</i>	Die Siedler	16
<i>Maria Dalisch</i>	Ring im deutschen Osten	17
<i>Alfred Kiesler</i>	An den Ratssturm	18
<i>Alfred Jahn</i>	Das Dach von St. Jakob	19
<i>Alfred Jahn</i>	Im Treppenhaus des Gerichtsgebäudes	20
<i>Luise Meineck-Crull</i>	Morgen über Neisse	21
<i>Willibald Köhler</i>	Was soll ich kaufen?	22
<i>Luise Meineck-Crull</i>	Nächtliche Vision	23
<i>Maria Dalisch</i>	Die verlorengegangene Stadt	26
<i>Willibald Köhler</i>	Vor ein neues Haus	30
<i>Maria Lux</i>	Die goldene Harfe	31
<i>Käte Graber</i>	Alte Bäume	32
<i>Helmuth Richter</i>	Im Frühling	33
<i>Erwin Rosner</i>	Heimatwind	34
<i>Anna Kutsche</i>	Fata Morgana	36
<i>Gerhart Baron</i>	Unter dem Widdergestirn	38
<i>Willibald Köhler</i>	Ode	39
<i>Luise Meineck-Crull</i>	Herbstliche Nebelnacht	40
<i>Willibald Köhler</i>	Kleine Ode	41
<i>Maria Dalisch</i>	Johanniskraut	42
<i>Erwin Rosner</i>	Nun träumt der Wald	43
<i>Eugen Beck</i>	Wie der Winter kam	44
<i>Dora Zeising</i>	Daller Anfang ies schwär	46
<i>Paul Römer</i>	Der Vampir von Groß Neundorf	47
<i>Franz Görlich</i>	Ein Arglistiger	51
<i>Erwin Rosner</i>	Sudeten	60
<i>Willibald Köhler</i>	Kleines Grenzabenteuer	61
<i>Luise Meineck-Crull</i>	An der alten Grenze	66

*DAS DENKMAL* Alfred Nowinski 1934, geb. 1.00 Mf, geb. 0.80 Mf

*STROPHEN VON HEUT* Hans Niekrawieß 1932, geb. 0.80 Mf

*KANTATE OS* Hans Niekrawieß 1935, vergriffen

*ODERLIEDER* Hans Niekrawieß 1938, 2. erweiterte Auflage,  
mit dem Schlesischen Literaturpreis 1937 ausgezeichnet, geb. 1.20 Mf

*BAUERN- UND BERGMANNSGESÄNGE*

Hans Niekrawieß 1936, gebunden 1.00 Mf

*IM WANDEL DES JAHRES* Hans Niekrawieß 1937,  
gebunden 1.00 Mf

*NACH DER SCHICHT* Gedichte eines Bergmanns  
Paul Habrajscha 1936, gebunden 0.80 Mf

*DER ALTE FRITZ IN OBERSCHLESILIEN*

Anekdotensammlung, Georg Hndel, gebunden 1.20 Mf

*KLEINE REISEN ZU GROSSEN ZIELEN*

Skizzen, August Scholtis 1937, gebunden 1.20 Mf

*DIE STIMME DES SIEBENTEN TAGES*

Gedichte, Luise Meinedt-Grull 1937, gebunden 1.00 Mf

*DIE RAST* Rudolf Giseß 1938, gebunden 1.00 Mf

*DER SCHATTEN* Ein Eichendorff-Hörspiel

Willibald Köhler 1938, gebunden 1.00 Mf

*ANNABERGSAGA* Alfons Handuß 1938, gebunden 1.00 Mf

*AURORA* Ein romantischer Almanach, bisher 9 Bände  
jeder Jahresband 3.00 Mf

Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

**21885 Ś**



001-021885-00-0